

BÄR, Jochen A. (2014): *Vagemut*. In: *Handbuch der Ratlosigkeit*. Hrsg. v. Elfriede CZURDA/Friederike KRETZEN/Suzann-Viola RENNINGER. Zürich, [125]–[128].

[Der Text, der vom Verlag gegen den Willen des Autors bearbeitet wurde, erscheint nachfolgend in seiner ursprünglich beabsichtigten Form. Die Seitenumbrüche der gedruckten Fassung werden durch Einfügung der in der Publikation fehlenden Seitenzahlen angegeben.]

[125] Vagemut

Sprache, so hört und liest man immer wieder, soll präzise sein. Unzweideutig. Unmissverständlich. Was sich überhaupt sagen lässt, lässt sich klar sagen, so forderte Ludwig Wittgenstein in seiner *Logisch-philosophischen Abhandlung*. Nur dadurch kann exaktes Denken gewährleistet werden. Wörter sind wie Münzen – wie Rechenpfennige des Verstandes, heißt es bei Leibniz: Wenn jedes von ihnen einen exakt bestimmten Wert hat, kommt man, wenn man korrekt mit ihnen operiert, zum korrekten Ergebnis.

Diesen insbesondere in den Naturwissenschaften weit verbreiteten Ansatz kann man als denotativ-analytisches Denkmodell bezeichnen. Er tendiert dazu, alle Gegenstände der Reflexion explizit zu bezeichnen und dadurch unterscheidbar zu machen. Denotation und Analysis bedingen sich dabei wechselseitig. Was einmal, klar unterschieden von anderem, gegenständlich wird, erweist sich früher oder später immer als komplex. Denn sprachlich gefasst zu sein, impliziert Komplexität: Jedes Wort, als grammatisch-semantische Einheit betrachtet, bringt mehrere, unterschiedliche Aspekte zum Ausdruck. Selbst das Atom (*a-tomos*, das Un-Teilbare) besteht, wie man längst weiß, aus Teilchen. Worauf das denotativ-analytische Denken zusteuert, ist somit der sich perpetuierende Zerfall der Welt in Einzelgegenstände der Erkenntnis.

Jedes Ding zeigt sich als von allen anderen gesondert und abgegrenzt (definiert). Es schließt manches ein, anderes hingegen aus – es ist durch anderes bestimmt – es hängt mit anderem zusammen und von anderem ab – es hat seinen Grund in anderem, nicht in sich selbst. Wäre ein Ding sein eigener Seinsgrund, so wäre es von allem losgelöst [126] (absolut), es wäre unbegrenzt, unendlich, ewig. Stattdessen hat es genau da ein Ende (im Raum oder in der Zeit), wo ein anderes anfängt. Dies impliziert zugleich Vergänglichkeit und Wandel: Wo Grenzen sind, werden Grenzen überschritten, wo Anfang und Ende ist, *bleibt* nichts. Allenfalls ein Aufschub ist hier und da möglich, ein mehr oder weniger ausgedehntes Verweilen bei diesem oder jenem Bestimmten, das ebenso bald wieder verlassen

wird, um zu Neuem weiter, dabei an anderem vorüber zu gehen, und so immer fort.

Diese Umgängigkeit ist das Irrtum: eine existenzielle Umtrieblichkeit oder Unrast – ein *unruhiges Herz*, wie es bei Augustinus heißt. Erkenntnis bedeutet Wandschaft. In den Anfang setzt das Alte Testament die Vertreibung aus dem Paradies: Heimatlosigkeit als Strafe für das Streben nach Erkenntnis. Der Mensch ist ursprünglich Nomade; und auch in Zeiten der Sesshaftigkeit bleibt er intellektuell und emotional vagabund. Denn was er durch Heimatlosigkeit erkaufte und bewährt – das Streben nach Erkenntnis –, hat als Ziel sich selbst.

Das Werkzeug der Erkenntnis, wie schon Platon im *Kratylos* sagt, ist Sprache. Sprachlich handeln heißt, eine Welt bauen und sich in ihr einrichten. Aber ein Haus hat nicht nur, ein Haus braucht Wände. Ein Weltgebäude zu errichten (und immer neu errichtend instand zu halten), meint: ein-, aus- und untergrenzen. Wer spricht, teilt das Da. Er unterscheidet die Teile des Geteilten, er bezeichnet das Unterschiedene mit Namen und ruft, sobald er sie nennt, die Dinge in ihren Unterschied. Indem Sprechen ein kohärentes Gefüge von Zeichen zu berufen heißt, sind auch die jeweils nicht genannten Dinge für den, der sprechen kann (der über Kenntnis des Sprachsystems verfügt), jederzeit potentiell präsent. Wie durch eine Wendung des Kopfes außerhalb Liegendes in das Gesichtsfeld gebracht werden kann, so ändert sich mit dem immer sich wandelnden Sprechakt unablässig die aktuelle Wirklichkeit: Welt geschieht als Ereignis. Das Bauen der Welt ist nicht statisch zu verstehen, so als werde in einer absehbaren Aktion ein fertiges Bauwerk erstellt; Welt als ‚Gebäude‘ ist wie die großen Gotteshäuser des Mittelalters immer Wohnung und Baustelle (Neubau wie Sanierung) zugleich.

Es erfordert Mut, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen: *Wage zu wissen*, forderte Kant im 18. Jahrhundert; er meinte: wage es, konsequent, präzise, exakt zu denken. Der Weg (*Methodos*) ist das Ziel. Wagemut ist Wegemut: die Grundeigenschaft des forschenden Menschen. Wissenwollen ist stets riskant, denn man weiß ja nie, was dabei herauskommt. Das sorgsamste methodische Wägen bleibt ein Waagnis: Wohin der Wagebalken ausschlägt, ist immer ungewiss.

Von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zur digitalen Welt der binären Codes ist das denotativ-analytische Denkmodell zum herrschenden Paradigma, zur Routine geworden. Mut erfordert heute in der Wissenschaft das Unexakte – das analoge konnotativ-synthetische Vagieren (Schweifen). Es besteht darin, mit allen gesprochenen oder gedachten Wörtern andere Wörter, Vorstellungen, Bilder zu verbinden, die, je stärker sie mit jenen zusammengebracht werden, desto mehr mit ihnen verschmelzen und nicht mehr von ihnen zu trennen sind. Unter-

schiede zwischen den Einzelgegenständen verwischen und werden insgesamt als irrelevant oder wenigstens als zweitrangig angesehen. Das konnotativ-synthetische Denken findet Analogien des Klangs ebenso wie der Bedeutung, es liebt Wortspiele und Metaphern. Es strebt keinen eindeutigen Sprachgebrauch an, sondern arbeitet bewusst mit der Mehrdeutigkeit von Ausdrücken, die es ermöglicht, verschiedenste Bereiche mitanklingen zu lassen. Es weiß oder findet heraus, dass die Verben *schweifen* und *schweben* etymologisch verwandt sind, dass den Verben *wagen* und *wägen* der Aspekt des prekären Gleichgewichts (des In-Gefahr-Schwebens und Auf-der-Kippe-Stehens) gemeinsam ist, dass *Mut* auf eine Wurzel mit der Bedeutung ›kräftigen Willens sein, intensiv streben‹ zurückgeht, dass *Vagheit* vom lateinischen *vagari* (›umherschweifen‹) kommt, von der Bewegung auf vielerlei Wegen und selbst im Weglosen, *Routine* aber vom lateinischen *rupta via* (›gebrochene Bahn‹), also dafür steht, dass ein Weg deutlich erkennbar und leicht zu betreten ist. Es bringt Assoziationen auf wie die, dass gebrochene Wege kaum ungebrochen zu verfolgen sind, ungebrochene hingegen, wenn man sie verfolgt, kaum ungebrochen bleiben werden.

Das konnotativ-synthetische Denken bringt Dinge zusammen, die einmal zusammengehörten, aber auch solche, die nie etwas miteinander zu tun hatten. Es legt nahe zu prüfen, ob die Verbindung einen neuen guten Sinn ergeben könnte. Die Zerrissenheit der Welt heilt jedoch auch das konnotativ-synthetische Denken nicht. Es behauptet nicht, dass Dinge, die es analog setzt, deshalb ein und dasselbe seien. Absolute Einheit wäre vom menschlichen Standpunkt – aus der **[128]**versität heraus – nur als Nichts zu fassen. Absolute Einheit und Erkenntnis schließen einander aus. Denn entweder wäre das erkennende Subjekt in der All-Einheit: dann wäre es nicht als Erkennendes, da es kein Erkanntes gäbe, kein Gegenüberstehen eines Gegenstandes. Oder das Erkennende wäre außer ihr: dann wäre sie nicht, da es außer ihr nichts geben kann.

Verschiedene Dinge sprachlich zusammenzubringen bedeutet nicht, ihre Unterschiedlichkeit zu ignorieren. Mut zur Vagheit bedeutet nur Mut, ausgetretene, für sicher gehaltene Wege des Denkens zu verlassen. Geht man Spuren im Gelände konsequent und wiederholt nach, so können neue Pfade entstehen. Verwendet man Wörter mehrfach auf neue Art, so können sie ein neues Gepräge annehmen.

Die Bedingtheit der Welt bleibt bestehen, solange es Dinge gibt. Dinge gibt es, solange über sie gesprochen wird und werden kann. Auch das schweifende Denken strebt nach Erkenntnis. Vagemut und Methode sind nur zwei Seiten derselben Münze.